

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

229 (3.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhaltung und Wille

Das Konzert

Ich sah ihn immer in der kleinen Osteria, die der Fontana Trevi gegenüber liegt. Der Wirt dieser Schenke, in der viele Reisende und Künstler verkehren, ist ein Grieche. Er radebrecht ein fürchterliches Italienisch, aber er schenkt den besten Chianti im ganzen Viertel aus.

Der Fremde kam jeden Abend in der Dämmerung, setzte sich immer an denselben Platz und trank langsam im Laufe von ein, zwei Stunden seine Flasche aus, ohne sich nach Gesellschaft umzusehen. Oft, wenn er so allein saß und nachdenklich vor sich hin sah, konnte ich sein Profil beobachten. Es war ein feingliedriges Profil; selten sah ich eine so edle, feingliedrige Stirn, die dazu noch von so vollem dunklen Haar eingerahmt wurde. Was mir aber besonders an ihm auffiel, war der Ausdruck einer großen Müdigkeit, der seine Züge beherrschte und ihnen etwas Resigniertes gab, wie man es manchmal bei Menschen findet, die in der Einsamkeit ihrer Gedanken und Werke leben, und die mit der Kraft eines großen und vornehmen Herzens die Verbitterung in sich erstickt haben, welche die Schwächlinge erfüllt, wenn ihnen das Leben hartnäckig die Erfüllung ihrer Wünsche verweigert.

Ich wußte nicht, daß er Maler war. Er erinnerte mich an meinen Lehrer, den unglücklichen Häufmann, der sich eines Abends erschoss, weil er zu erkennen glaubte, daß seine Theorie von den Pröbubenzanen, den Sonnenfäden, einen unlösbaren Fehler enthielt. Der Fremde hatte nicht nur seine Augen; es ging auch von ihm jenes seltsame Fluidum aus, das nur große Persönlichkeiten haben, die das Schicksal in seinen harten Händen geformt hat.

Die Osteria wurde täglich von vielen Reisenden aufgesucht. An den niedrigen Tischen saßen deutsche Professorenen mit langen Bärten und den unermüdbaren Haars, reisende Malerinnen mit mehrenden Vorden und spigen Gesichtern, phlegmatische Engländer und ganze Rudel von Studenten, die lärmend bis in die Nacht hinein zechten. Aber nur ein einziges Mal sah ich den Fremden in Gesellschaft. Er saß mit einem Engländer zusammen, an dessen Seite sich ein großer Bernhardsiner streckte. Die beiden Männer sprachen leise miteinander, und über das Gesicht des Fremden lief manchmal beim Sprechen ein leichtes Lächeln. Nur einmal hob er seine Stimme, und ich hörte ihn reden: „Und wer, lieber Herr, wer dient seinem Vaterlande besser, derjenige, der den Mut hat, die Wahrheit zu sagen, oder derjenige, der die auffälligsten Redereien mit patriotischen Lügen überklebt?“ Ich konnte die beschwichtigende Antwort des Engländers nicht verstehen, aber der Fremde schüttelte nur den Kopf und sagte bitter: „Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüte meiner Kunst nicht voll und fruchtig ins Dasein getreten ist. Was mir die gültige Natur in die Seele legte, das hat die Härte und Verfolgung meiner Zeitgenossen in meinem Wachstum verkümmern lassen.“ Er hielt inne und hob das Glas, um es gleich wieder abzulegen: „Wie heute sind meine Bilder heimtösch geblieben. Sie wandern von Ausstellung zu Ausstellung und fordern das Unverständnis des Publikums heraus.“

„Die Nachwelt“, erwiderte der Engländer, „wird ein anderes Urteil fällen. Große Künstler haben oft das Unglück, ihrer Zeit voraus zu sein. Ich hörte einmal von dem großen Schriftsteller Hegel, der am Anfang des Jahrhunderts lebte. Er sagte: Meine Bücher werden erst um das Jahr 1900 gelesen werden. In 30 Jahren schon werden die Menschen vor ihren Bildern stehen und sie lieben.“

Der Maler legte die Hand auf den Arm des anderen. In seiner Stimme klang eine zornige Schärfe: „Vertrauen Sie mich nicht mit der Nachwelt! Mich fröstelt, wenn ich an die Einsamkeit meines Lebens denke. Welcher Künstler kann immer nur ins Leere sprechen, welcher Schaffende kann auf die Dauer ohne Echo bleiben, ohne daß dieser Zustand seine Kraft bricht und seinen Schwung hemmt? Aber lassen wir dieses trübe Kapitel! Benedig, diele unvergleichliche Stadt, läßt mich vermissen, daß ich in meinem Vaterlande ein Fremder bin.“

Am nächsten Abend fand ich vor einem der Gärten, von denen man die schönste Aussicht nach dem Meere genießt. Es war ein milder Abend, und die ganze Stadt schien erfüllt zu sein von einer anmutigen, beschwingten Feierlichkeit, wie man sie nur in südlichen Städten findet. Auf der Veranda des Gartens, die von hochgewachsenen Lorbeer- und Olivenbäumen halb verdeckt war, mußte eine Gesellschaft. Von der Musik angelockt, blieb ich

stehen. Cimarosa, dachte ich, sie spielen Cimarosa, den Standhöl so zärtlich liebe. Eben nahm das Cello die Melodie auf; sanft wehte sie in den Abend hinein; nicht anders als ein tönender Windhauch strich sie über den Garten, während die Windlichter einen milden Schein auf die Gruppe von Männern und Frauen warfen, die sich ganz der Musik hingaben.

Ich war so verunken in den Anblick, daß mich erst ein leises Geräusch aufschreckte. Neben mir stand der Maler. Er blickte aufmerksam hinter mich her, nach der Gesellschaft, wo eben ein Mädchen die Geige anlegte. Ein leises Nicken überzog sein Gesicht, während er sich jede ihrer Bewegungen einzuprägen schien. Danach wandte er sich zu mir. Ich sprach ihn auf Deutsch an, und wir kamen in eines jener Gespräche, die sich leicht ergeben, wenn die Aufmerksamkeit zweier Menschen vom gleichen Gegenstand gefesselt wird. Schließlich erzählte er mir, daß er öfters hierher käme, da seine Wohnung ganz in der Nähe sei. Außerdem habe er das allabendliche Spiel der Gesellschaft benutzt, um für ein Bild die notwendigen Fingerstellungen und Handgriffe der Musikierenden genau zu beobachten. Heute sei es fertig geworden, und er schied damit sehr zufrieden zu sein. Er wollte es „Das Konzert“ nennen.

In diesem Augenblick brach die Musik ab. Wir hörten die durcheinander klingenden Stimmen der Gesellschaft und sahen, wie die Musikierenden ihre Instrumente zusammenpackten und in das Haus gingen. Wenige Minuten darauf schon wurde das Licht gelöscht. Die drei Paare verließen den Garten und gingen an den Strand

hinunter. Langsam verloren sich ihre Stimmen, und weit hinten erklang noch einmal das helle, übermütige Lachen der Frauen. „Benedig sieht oft glückliche Menschen“, sagte der Maler lächelnd und verabschiedete sich von mir. Ich sah ihm lange nach.

Am nächsten Abend ging ich wieder nach dem Garten, in der Hoffnung, den Maler dort zu treffen. Doch die Veranda lag im Dunkeln. Nichts rührte sich. Der Wind strich zärtlich über die Bäume, aber er brachte nichts anderes hervor als das leise Rauschen der Blätter. Ich wartete unerschaffen. Dann ging ich langsam hinunter nach der Osteria. Der Maler saß wie immer in seiner Ecke und beobachtete eine Wiener Beise, deren Geländer den ganzen Raum mit Heiterkeit anfüllte. Als mich der Maler sah, lud er mich durch eine Handbewegung ein, an seinem Tische Platz zu nehmen. Ueberall trat ich näher. „Waren Sie schon am Garten?“ fragte er mich. „Er ist heute dunkel, nicht wahr? Unsere Gesellschaft ist heute nacht im Eido ertrunken. Sie hätten ein Boot für eine Luftfahrt gemietet, aber es wurde von einem Dampfer getrammt. Nun, was sagen Sie dazu? Ist es nicht furchtbar? Ich höre immer noch das Lachen der Frauen, als sie hinunter nach dem Strande gingen.“

Das war das letzte Mal, daß ich den Maler sah. Als ich das nächstemal die Osteria aufsuchte, lagte mir der geschwähige Wirt, der Maler sei abgereist. Ich habe bei dieser Gelegenheit auch seinen Namen erfahren. Er hieß Feuerbach. Ich glaube: Anselm Feuerbach... Kaliban.

„Pardon wird nicht gegeben...!“

Die große Aufteilung Ostasiens begann am Ende des vorigen Jahrhunderts. Kriegerische Konflikte der beiden ostasiatischen Großmächte China und Japan waren Anlaß für die europäischen Kolonialpolitiker, sich als „Beschützer Chinas“ aufzuspielen und dabei gute imperialistische Geschäfte zu machen. Die Friedensverhandlungen zwischen Japan und China, die um die Unabhängigkeit Koreas und um den Besitz der Insel Formosa geführt wurden, führten zu einem wüsten Raubzuge gegen das chinesische Volk. Nicht nur Japan kam um die Früchte seines Sieges, sondern China mußte auch noch teuer die Vermittlerrolle europäischer Mächte bezahlen. Europas Kolonialpolitiker leisteten dem chinesischen Volke einen Bärendienst. Doch die Geschäfte, die sie für ihre „Bemühungen“ um die Befriedung Ostasiens einleiteten, erwiesen sich als Donnergeldente für die europäischen Imperialisten. Sie führten nicht zuletzt mit zu jenen großen, machtpolitischen Konflikten, die in die Bündnispolitik des letzten Krieges hineintrieben.

Heute ist es vor allem wichtig, die Rolle des imperialistischen, imperialistischen Deutschland aus dieser Zeit kennenzulernen. Ohne Kenntnis der wirklichen, aus der tiefer liegenden Ursachen, die zum Weltkrieg führten, ist eine „Nie-wieder-Krieg!“-Bewegung undenkbar. Nach uns haben Hohenzollernsprünge, Fürsten, Karone und andere Förderer des Militarismus wieder so intensiv sich der Kriegstreiber gewidmet wie heute, in der Partei Adolf Hitlers. Sie erweisen sich als die besten „Commiss voyageurs“ der Schwerindustrie. Im Frieden von Simonopolie, der im März 1895 abgeschlossen wurde, zwangen die europäischen Mächte China zu großen Konzessionen.

Das deutsche Vorgehen, verbunden mit dem später erfolgten Versuch der Förderung der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Buren, machte die Briten misstrauisch. Man kann sagen: mit dem imperialistischen Drange deutscher Kolonialpolitiker, sich in Ostasien festzusetzen, begann eigentlich schon der erste Schritt zur Enttierung im Weltkrieg. Der wirtschaftlichen Expansion in China folgte die militärische auf dem Fuße. 1897 benutzte man die Ermordung zweier deutscher Missionare als Vorwand zur Besetzung der Kiautschou-Bucht. Eine Strafexpedition, aus einem Kriegsschiff gebildet, besetzte, sollte die „Barbaren“ zur Reue — und dafür die geeigneten Pfänder, also Kiautschou, einbringen. Unter Kanonen wurde der Vertrag von Kiautschou unterzeichnet.

Diese Strafexpedition brachte den Stein ins Rollen. Was deutsche Militärs konnten, das trauten sich auch die anderen zu. Aufstand besetzte Port Arthur. Kurzerhand nahmen die Briten die Festung Wei-hai-wei in ihren Besitz und sicherten sich große Landrechte bei Hongkong. Die Franzosen griffen nach der Kiautschoubucht

Diese willkürlichen und erniedrigenden Begnadungen chinesischen Landes durch die Europäer führte in China zu starken fremdenfeindlichen Bewegungen. Unter der Führung „China den Chinesen!“ entwickelten sich Volksaufstände, die sich in Ueberfällen auf Fremde Luft machten. Der Boxeraufstand brach aus. Der Aufstand der Boxer war Kriegsanfang. Die europäischen Kriegsschiffe haben endlich ihre Zeit bekommen. Sie mobilisierten für einen ostasiatischen Feldzug gegen die „räubigen Boxerhunde“. Allen voran ging Wilhelm der Zweite, der Großkaiser des Kanonen-Krupp. Er rief eigenmächtig die europäischen Völker zum Kriege gegen die Barbaren auf. Er versetzte sich sogar zu einer Verbeugung mit der flammenden Segenschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Diese „heiligsten Güter“ sahen sofort die Militärs als Kanonen, Geschütze und Soldaten auf, die sie gegen die Barbaren ins Feld führten. Es wurden Strafexpeditionen größeren Umfangs aufgestellt. Deutschland entsandte eine Expeditionstruppe Marineinfanterie und den Grafen Waldersee als Oberbefehlshaber der verbündeten europäischen Streitkräfte. Wilhelm von Hohenzollern, sonst weit vom Schaß, ließ es sich diesmal nicht nehmen, die Truppe selbst zu verabschieden, und so kam es 1900 in Bremen zu jener denkwürdigen „Sunnen“-Rede des Hohenzollern, die nicht nur Symptom für die Kriegshege, sondern auch Anlaß für alle späteren Dinge wurde, die man uns nach dem Kriege zur Last gelegt hat. Die Rede schloß mit den Sätzen:

„Die Chinesen haben das Völkerrecht umgeworfen. Es ist um so empörender, als dieses Völkerrecht begangen worden ist von einer Nation, die auf ihre uralte Kultur stolz ist. Bewahrt eure preussische Tüchtigkeit, zeigt euch als Christen im freudigen Ertragen von Weiden... gebt an Mannesmut und Disziplin in aller Welt ein Beispiel! Ihr wißt wohl, ihr sollt sehten gegen einen verschlagenen, tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind (?). Kommt ihr an ihn, so wißt: Pardon wird nicht gegeben. Gesangene werden nicht gemacht. Führt eure Waffen so, daß auf tausend Jahre hinaus kein Chinese es wagt, einen Deutschen (sich) anzuführen... Definiert der Kultur (!!) einen Weg ein für allemal. „Adieu, Kameraden!“ (Wer denkt dabei nicht an den Bismarcksmut Adolf des Schwägers?)

Diese Anrede war ein Musterbeispiel der Verbeugungslust, der einseitigen Hege, wie sie vor jedem Kriege von den Kriegstreibern angeordnet wird und heute in den Schlagworten einer blindwütigen, von der Schwerindustrie hochgepöppelten Soldateska, der Hitler-SS, schon wieder ihre reifen Früchte trägt. Dem Rufe „Nie wieder Krieg!“ sollte heute ein anderer Ruf gleichgesetzt werden: „Nie wieder diele Kulturbarbare!“



Das System Roman von Walter Schirmeier (32. Fortsetzung.)

Er legte sie auf das Sofa. „Was hast du denn, Mädel?“ fragte er ratlos. „Soll ich meine Wirtin holen?“ „Rein, laß man, es ist schon wieder besser. Es dauert immer nur einen Augenblick.“

„Hast du sowas denn öfter?“ „In der letzten Zeit manchmal.“ „Da mußt du doch aber mal zum Arzt gehen. Du kannst ja irgend etwas mit dem Magen haben. Laß dich doch mal untersuchen, du bist doch in der Kasse.“ „Gretel sah ihn an. „Seh dich mal zu mir, Robert! — Ich glaube, der Arzt wird mir nicht viel helfen können.“ „Wie?“ „Ich bin verfallen!“ „— Das heißt —?“ „Ja. — Ach Robert, ich bin ja so unglücklich! Wir können doch noch kein Kind gebrauchen!“ Sie weinte. „Na Mädel, nun hör mal auf zu heulen. Das ändert auch nichts. Also — ja, besser wäre es gewesen, wir wären für den Anfang alleine geblieben — ohne Kind — aber nun ist es geschehen, also müssen wir uns damit abfinden. Dann muß eben alles anders eingerichtet werden — wir müssen auf die eigene Wohnung verzichten und vorläufig möblieren in meinem Zimmer weiterwohnen. Wir kaufen uns noch ein Bett und dann wird es schon gehen. Nur nicht den Mut verlieren!“

„Ich habe schon gedacht — ich könnte es mir ja wegbringen lassen.“ „Rein. Das möchte ich nicht. Ich weiß von meiner Mutter, was das für Folgen haben kann. Als wir schon fünf Kinder waren, wollte sie auch nichts Kleines mehr haben. Da hat sie, als das Sechste unterwegs war, gekippt — und was hat sie davon gehabt? Ihr ganzes Leben hindurch ist

sie krank gewesen, bis sie endlich an Unterleibstrebs gestorben ist. Der Gefahr will ich dich nicht aussetzen. Wenn wir uns danach einrichten, wird es schon gehen. Hoffentlich behalte ich meine Arbeit.“

Als Eberhard nach Hause kam, sah er vor der Tür die dunkelblaue Limousine seines Schwagers stehen. „Aha, Paul war oben! Das traf sich ja ausgezeichnet. Paul würde ihn bestimmt unterstützen, wenn sein Vater sich zu nachgiebig erweisen sollte.“

Der Bankdirektor ließ bei seinem Schwiegervater am Schreibtisch. Er war hergekommen, um sich zu verabschieden. Anneliese und er wollten auf ein paar Wochen nach Nordern fahren. Seine Frau war schon seit Mittag bei ihren Eltern, er war nach Bankfluß gekommen, um sie abzuholen.

Eberhard begrüßte ihn erfreut. „Tag, Vater; Tag, Paul. Was gibts Neues?“ „Wir wollen Auf Wiedersehen sagen. Morgen früh geht's los, an die See.“ „Wohin fahrt ihr?“ „Anneliese will durchaus nach Nordern. Ich wäre lieber an die Ostsee gefahren, nach Banin — man ist da mehr unter sich — aber sie kennt die Nordsee noch nicht, und da muß ich ihr schon den Gefallen tun und mit ihr nach Nordern fahren. — Und wie geht's dir, Eberhard? Was macht das Geschäft?“

„Da kommt du gleich auf das richtige Thema. Sorgen macht es, verdammt Sorgen. Wir können gleich mal darüber sprechen, wenn es dir recht ist, Vater.“

„Gewiß. Was ist denn passiert?“ „Ach, unsere hochgeschätzten Angestellten werden plötzlich rentiert. Denn dir an: Ich schicke heute Listen rum, in denen der fünfzigprozentige Gehaltsabbau bekanntgegeben wird — denn wir im Verband beschloßen haben“, erläuterte er seinem Schwager — „und fordere darin jeden auf, sich zum Zeichen der Kenntnisnahme und Anerkennung zu unterschreiben. Nachmittags bekomme ich die Listen zurück — was sagt ihr: Drei Unterschriften! Das war alles!“

Lorenz Jahn hob den Kopf. „Das heißt also, sie lehnen ab. Da haben wir das, was ich befürchtet hatte. Ich sagte dir gleich, daß sie den Abzug nicht so stillschweigend hinnehmen würden. Was machen wir nun?“

„Was wir machen? — Gar nichts. Das schönste kommt ja noch. Kurz vor Schluss kommt die Freier aus der Buchhaltung zu mir rein. Lebrigens ist sie eine der drei, die unterschrieben haben. Sie erzählt mir, daß heute abend in einem Lokal in der Nähe eine Betriebsversammlung stattfinden soll. Zweck: Wahl eines Betriebsrates, oder so ähnlich, der uns zur Rücknahme unserer Forderung veranlassen soll. Ach auf, jetzt dauert es nicht mehr lange, und wir haben die Gewerkschaftssekretäre auf dem Hals. Das ist nun der Dank dafür, daß du alle die Jahre hindurch so anständig gewesen bist.“

Eberhard wartete auf den Erfolg seiner Worte. „Ich will doch wetten, daß, er auf die „Gewerkschaftssekretäre“ hereinfällt“, dachte er. „Das ist, wenn ich nicht irre, seine empfindliche Stelle!“

Er hatte richtig gerechnet. Sein Vater fuhr auf. „Auf keinen Fall kommt mir so ein Kerl in den Betrieb. Und mit den Vertrauensleuten, die sie wählen wollen, werden wir auch bald fertig sein. Schlimmstenfalls — ja, was sollen wir denn machen — der Abzug in uß ja vorgenommen werden. Es ist doch Verbandsbeschluß. Das ist aber eine äußerst unangenehme Sache!“

„Wie?“ warf sein Schwiegervater ein. „Unangenehm doch höchstens für deine Angestellten, bei denen die Lohnsenkung vorgenommen wird. Letzten Endes werden sie schon klein beigeben.“

„Der Ansicht bin ich auch“, bekräftigte Eberhard. Das war ja ausgezeichnet, daß Paul gleich so kräftig in dieselbe Kerbe schlug wie er. Wir dürfen uns nur nicht verbüßen lassen. Laß sie ruhig Vertrauensleute wählen, soviel sie wollen; wir lassen uns auf nichts ein. Ich habe schon mit Goldstein telefoniert. Er sagt, im Notfall können wir damit drohen, daß wir sie alle entlassen und auf die schwarze Liste legen.“

„Goldstein ist ein tüchtiger Kerl!“, gab der Bankdirektor zu. „Der bringt's noch mal zu was. Auf den könnt ihr euch verlassen, der hat schon öfter solche Sachen gemanagt!“

„Ja ja, das ist alles ganz schön.“ Lorenz Jahn war ängstlich. „Aber gefehlt den Fall, sie bleiben dabei, sich nichts abziehen zu lassen — was dann?“

(Fortsetzung folgt.)